

„Es ist doch wohl keine Eifersucht?“

Bettine von Arnim und Germaine de Staël

Ganz ohne Zweifel – die Frage, die Bettine Brentano in einem Brief an ihren späteren Mann Achim von Arnim vom 25. Juni 1808 eher an sich selbst als an ihn zu stellen scheint, ist eine rhetorische: Natürlich ist es Eifersucht. Anne Louise Germaine de Staël-Holstein muss eine beeindruckende Persönlichkeit gewesen sein, temperamentvoll und raumgreifend, mit dem Selbstbewusstsein der erfolgreichen Schriftstellerin und dem Auftreten einer reifen Frau von zweiundvierzig Jahren, die, wiewohl vielleicht keine Schönheit, sich und ihre erfahrene Weiblichkeit doch durchaus effektiv in Szene zu setzen wusste. Nicht nur deshalb aber dürfte sie der selbst temperamentvoll raumgreifenden dreiundzwanzigjährigen Bettine auf Anhieb unsympathisch gewesen sein, als die beiden Frauen sich während des kurzen Besuchs der Staël in Frankfurt am 24. Juni 1808 persönlich kennenlernten, sondern vor allem, weil die Staël die Freiheit hatte, einen Besuch in Heidelberg – und damit unter anderem bei dem sich dort aufhaltenden Arnim – zu planen, der der den Konventionen für unverheiratete Frauen entsprechend in ihrer Beweglichkeit sehr eingeschränkten Bettine selbst unmöglich war: „Gestern“, so berichtet Bettine Arnim am Tag danach,

hab ich mit Frau Stael bei Bethmann zu Nacht gegessen, sie hat mich mit Fragen verfolgt über Dich. Morgen geht sie nach Heidelberg mit A. v. Schlegel und Sismondi, um Dich und Clemens zu sehen. Nun weiß ich nicht, warum es mich geärgert hat, so oft das Weib Deinen Namen aussprach, es ist doch wohl keine Eifersucht? Ich wollte nur, ich wäre bei Dir, wenn sie mit Dir spricht; ich würde mich vor Dich stellen, damit ihr Athem Dich nicht berührt; sie ist zu garstig, und dann geht sie immer so nah. Hüt Dich, schön's Blümlein!<sup>1</sup>

Mag nun Arnim die von Bettine gleichsam nebenbei lancierte Umkehrung der Geschlechterrollen im werbenden Liebesspiel nicht goutiert haben – der Vergleich mit einem „Blümlein“ war eigentlich mit all seinen erotischen Implikationen traditionell vom männlichen an den weiblichen Teil eines Paares und nicht, wie hier, in umgekehrter Richtung zu adressieren –, oder mag es ihm peinlich gewesen sein, bei seiner eigenen Begegnung mit Madame de Staël auf Bettines feindseliges Benehmen ihr gegenüber angesprochen zu werden, jedenfalls antwortete er nach seiner eigenen Begegnung mit letzterer am 30. Juni pikiert:

<sup>1</sup> *Achim von Arnim und die ihm nahe standen*, hg. von Reinhold Steig, Herman Grimm. Bd. 2: *Achim von Arnim und Bettine Brentano*, Stuttgart 1913, S. 164f.

Wie überrascht es mich, Dich in großer Vertraulichkeit mit Leuten zu finden wie die Stael und Sismondi, *die Du eigentlich kaum leiden kannst*, die Dir das auch wohl anmerken und mir nichts von Dir vorzutragen wußten, als daß Du bisarr wärest, was ich ihnen nach einander aus dem frühen Tode Deiner Mutter erklärte, und wie Du früh zwischen Brüdern, die nach allerlei gestrebt, Dir selbst überlassen gewesen. Die Stael wollte sich aber gar nicht zufrieden geben, sondern brach wieder die Gelegenheit von den Worten und versicherte, wer das Außerordentliche achten könne, dürfe das Bizarre nicht lieben. [...] ich schreibe das hin, um Dir zu beweisen, daß Dich ein wenig Eitelkeit mit Leuten (*femme célèbre et homme de lettres*) da in Berührung gebracht und Vertraulichkeit, die Du nicht leiden kannst, die Dich nicht verstanden – und so verschwendest Du die Gaben, die ich schätze [...].<sup>2</sup>

Der Spitze, die Arnim hier mit der unverhohlen gegen seine Beziehung zu Bettine polemisierenden Äußerung der Staël, er, der das „Außerordentliche“ achtende Dichter, dürfe eigentlich „das Bizarre“ und damit Bettine „nicht lieben“, gegen letztere lanciert, war jedoch als erzieherische Pointe seines Unwillens bereits überflüssig. Bettine hatte sich ihrer Unhöflichkeit selbst schon zu schämen begonnen und suchte, noch bevor sie Arnims Brief erhielt, die Staël ihrerseits noch einmal auf, nachdem Sismondi ihr versichert hatte, diese sei „unendlich gutmüthig“: „[...] meine unwissende Ungerechtigkeit fiel mir dabei aufs Herz“, schreibt Bettine am 28. Juni,

ich ging zu ihr, sie nahm mich mit einer Art von Begierde nach Freundlichkeit auf, sie drückte mich mehr mals an das Herz! das war mir zu arg, ich erzählte ihr daß ich sie bis auf den selben Augenblick nicht habe leiden können und verständigte mich mit ihr darüber, sonderbar glaubte sie, es sey aus Eifersucht über – *Dich* gewesen, [...] sie versicherte mich daher daß ich nicht eifersüchtig zu seyn brauche indem sie Dich so selten sähe, das kam mir nicht wenig possierlich vor, auch bat sie mich dringend Dich zu heurathen, wahrscheinlich um mir meinen Verdacht ganz zu benehmen [...].<sup>3</sup>

Diese Parteinahme für Bettines Verbindung mit Achim allerdings hielt die Staël, damit verteidigt Bettine sich am 4. Juli gegen Arnims Rüge, nicht davon ab, die Jüngere „mit Liebschaften von Dir“ zu necken: Sie „sagte, daß sie selbst ein Weib kenne, die recht liebenswürdig und geistreich sei, ich wußte nicht, wen sie meinte, und sagte ihr, daß ich in keinem Verhältniß mit Dir sei, das mich eifersüchtig machen könne“.<sup>4</sup>

Mag nun die Staël mit dem „recht liebenswürdigen und geistreichen Weib“ sich selbst gemeint haben oder auch nicht; sicher ist, dass ihr an der libertinen Galanterie des *ancien régime* geschulter Konversationsstil und ihre indiskrete

<sup>2</sup> Achim von Arnim, hg. Steig, Grimm [Anm. 1], S. 168.

<sup>3</sup> Bettine von Arnim: *Werke und Briefe* in vier Bänden, hg. von Walter Schmitz und Sibylle von Steinsdorff, Bd. 4: *Briefe*, hg. von Heinz Härtl, Ulrike Landfester und Sibylle von Steinsdorff in Zusammenarbeit mit Ursula Härtl, Bettina Kranzbühler und Walter Schmitz. Frankfurt am Main 2004 (Bibliothek deutscher Klassiker; Bd. 186), S. 64.

<sup>4</sup> Achim von Arnim, hg. Steig, Grimm [Anm. 1], S. 171.

Distanzlosigkeit auf Bettines bürgerliche Prüderie eine höchst irritierende Wirkung ausübte – ganz zu schweigen von Bettines Unsicherheit bezüglich ihres eigenen Verhältnisses zu Arnim: „Wenn ich jetzt bei dir wäre“, schreibt sie weiter an ihn, „so wollte ich Dir wohl viel erzählen, wie mein Herz in wenig Tagen mehr Unruhe und Klopfen und poltern erlitten, als seit langem, lieber guter Arnim“<sup>5</sup> – wenn die rhetorische Frage, es werde doch wohl keine Eifersucht sein, eben diese Eifersucht unterstreicht, so ist die von Bettine kolportierte „dringende“ Bitte der Staël, „Dich zu heurathen“, nichts weniger als ein von der Schreiberin Bettine an ihren „lieben guten Arnim“ adressierter Heiratsantrag – der allerdings erst drei Jahre später zum Erfolg führte.

Dies alles hätte nun kaum mehr als anekdotischen Wert, fände die Eifersucht auf Frau von Staël Arnims wegen nicht eine bemerkenswerte Entsprechung in einem Brief, den Bettine am 13. Juli 1808 an Goethe richtete. „Mein Unglück“, so berichtet Bettine dem alternden Olympier, den sie im April des Jahres in Männerkleidung erstmals persönlich in Weimar aufgesucht hatte,

führte mich grade nach Frankfurth als Frau von Stael durch kam, ich mußte einen Abend mit ihr zubringen, sie sprach von Dir; so oft Dein Nahme von ihren garstigen Lippen kam überfiel mich ein innerlicher Grimm, sie erzählte mir daß Du sie Amie in Deinen Briefen nentest pp. nun riß mir aber die Gedult – wie kannst Du, einem so unangenehmen Gesicht freundlich seyn? sie hat auch wohl nur gelogen; wär ich bei Dir; ich litt's nicht daß Du so freundlich wärst, so wie die Feen mit feurichen Drachen so würde ich mit feurichen Blicken meinen Schaz bewahren.<sup>6</sup>

Wie in dem Brief an Arnim ist es das Aussprechen des Namens durch Madame de Staël, das dort die Eifersucht und hier den „innerliche[n] Grimm“ Bettines entflammt, beide Briefe bezeichnen das Aussehen der Staël mit böartiger Abschätzigkeit als uneingeschränkt „garstig“, und dort wie hier wünscht Bettine sich in die traditionell männliche Rolle des Beschützers, dort des „Blümleins“, hier des „Schazes“.

Was man nun in dem Brief an Arnim recht eindeutig als sexuelle Eifersucht definieren und damit in den Bereich rein lebensgeschichtlicher Verwerfungen einordnen könnte, das lässt sich in demjenigen an Goethe auch dann nicht so einfach klassifizieren, wenn man, wie Bettines Kritiker es immer wieder gern getan haben, der jungen Bettine sexuelle Absichten auf Goethe unterstellen möchte. Eine solche Unterstellung nämlich kann nicht erklären, wie der originale Briefwechsel mit Goethe zum Nukleus des 1835 von Bettine veröffentlichten Briefbuchs *Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde* werden konnte – es sei denn, man schließt sich den Vorwürfen von Bettines zu diesem Zeitpunkt borniert

<sup>5</sup> Ebd.

<sup>6</sup> Bettine von Arnim: *Werke und Briefe* [Anm. 3], Bd. 2: *Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde*, hg. von Walter Schmitz und Sibylle von Steinsdorff. Frankfurt am Main 1992 (Bibliothek deutscher Klassiker; Bd. 76), S. 617.

katholisch gewordenem und entsprechend moralisierendem Bruder Clemens an, der das ganze Buch als Exerzitium pathologischen erotischen Exhibitionismus' verdammt. Zweifellos besitzt das *Goethebuch* eine exhibitionistische Dimension, aber die sinnliche Komponente von Bettines Leidenschaft für Goethe ist darin nicht Selbstzweck, sondern ein Darstellungsmedium, dessen eigentümliche Qualität Fürst Pückler einmal mit dem treffenden Begriff der „Gehirnsinnlichkeit“<sup>7</sup> belegte – und er musste es wissen, hatte er doch mehrfach erfolglos versucht, Bettine zur praktischen Umsetzung ihrer poetisch-exaltierten brieflichen Liebesbekundungen ihm selbst gegenüber zu bewegen.

Im Vergleich zu dem Brief an Arnim, in dem der Eifersuchtsdiskurs auch schon einen unmissverständlich medialen Aspekt zeigt, lässt sich dieses Darstellungsmedium hier deutlicher von seinem eigentlichen Gehalt unterscheiden: Wo die Annäherung der Staëi in dem Brief an Arnim durch den Atem und ihr zu nahes Herantreten an das Gegenüber als vergleichsweise physisch konkret und damit welthaltig antizipiert wird, bewegt sie sich in dem Brief an Goethe auf der Ebene des brieflichen Kontakts und damit auf derjenigen, auf der Bettines Beziehung zu Goethe ihren eigentlichen Austragsort hat, während die Motive der Feen, der Drachen und des Schatzes diesen Ort zugleich dem Bereich der Poesie zuweisen – und nicht irgendeiner beliebigen Poesie, sondern dem Märchen als jener Erzählform, die Bettine später im *Goethebuch* zu dessen poetologischen Prinzip ausfalten wird: Den Gattungskonventionen nach von Frauen mündlich überliefert – die Märchensammlung der Brüder Grimm wird später in ihrer Einleitung die Figur der alten Spinnerin zur paradigmatischen Quelle erklären – und damit virtuell frei von den Hegemonieansprüchen der männlich dominierten Schriftkultur, vor allem aber an keinerlei Wahrheits- oder auch nur Wahrscheinlichkeitsgebote gebunden, ist das Märchen in *Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde* die Schlüsselsignatur jener Vermischung von Fiktion und Realität, durch die Bettine nach dem Tod Goethes erreicht, worum sie zu seinen Lebzeiten in ihren Briefen an ihn vergeblich gerungen hatte: die Anerkennung eines ihr eigenen und gerade in seiner kategorischen Differenz zu Goethes Literaturbegriff diesem ebenbürtigen poetischen Schöpfungsprinzips.<sup>8</sup>

Im *Goethebuch* ist dieses Schöpfungsprinzip eng an die Figur von Goethes Mutter gebunden: Sie ist es, die in dem weitgehend fiktiven Briefwechsel Bettines mit Frau Rat zu Beginn des Buchs als leidenschaftliche Erzählerin von Mär-

<sup>7</sup> Aus dem Nachlasse des Fürsten Pückler-Muskau. *Briefwechsel und Tagebücher des Fürsten Hermann von Pückler-Muskau*, hg. von Ludmilla Assing, 9 Bde., Hamburg 1873–1876, hier Bd. 1 (1873), S. 135.

<sup>8</sup> Zu Bettine von Arnims poetischem Verfahren vgl. Ulrike Landfester: *Selbstsorge als Staatskunst. Bettine von Arnims politisches Werk*, Würzburg 2000 (Stiftung für Romantikforschung; Bd. 8), sowie Wolfgang Bunzel: Ver-Öffentlichung des Privaten. Typen und Funktionen epistolarischen Schreibens bei Bettine von Arnim, in: *Briefkultur im Vormärz*, hg. von Bernd Füllner, Bielefeld 2001, S. 41–96.

chen eingeführt wird, und sie ist es auch, die der jungen Bettine jene Förderung zuteil werden lässt, die Goethe ihr verweigert, was sie diesem denn auch vorhält; „[...] sie hört mit Lust alle kleinen Abenteuer an, ich mache denn nicht selten aus Klein, Groß“, schreibt Bettine in einem ihrer fiktiven Briefe an Goethe über dessen Mutter, so, wie die alte Bettine just in diesem Moment – durch die Erweiterung und Überformung des originalen Briefmaterials – aus dem kleinen Quellenkorpus das große *Goethebuch* entwickelt, „Du glaubst nicht, wie froh es mich macht, wenn sie recht von Herzen lacht“,<sup>9</sup> und man möchte annehmen, dass sie über das poetische Spiel, das Bettine im *Goethebuch* mit ihrem Sohn trieb, wohl auch von Herzen gelacht hätte. – So entwirft Bettine Goethes Mutter gleichsam als Hebamme der poetischen Selbständigkeit, zu der sie mit ihrem Buch gelangt – und es ist deshalb alles andere als ein Zufall, dass die erste Erwähnung einer Begegnung mit Madame de Staël auch in einem Brief nicht an Goethe, sondern an seine Mutter erscheint.

Im Zentrum dieses – fiktiven – Briefes steht die Schilderung eines – fiktiven – Abendessens mit Frau von Staël in größerer Runde in Mainz:

[K]eine Frau wollte neben ihr sitzen bei Tisch', da hab ich mich neben sie gesetzt; es war unbequem genug, die Herren standen um den Tisch und hatten sich alle hinter uns gepflanzt, und einer drückte auf den andern, um mit ihr zu sprechen, und ihr in's Gesicht zu sehen; sie bogen sich weit über mich; ich sagte: 'Vos Adorateurs me suffoquent', sie lachte. – Sie sagte, Goethe habe mit ihr von mir gesprochen; ich blieb gern sitzen, denn ich hätte gern gewußt, was er gesagt hat, und doch war mir's unrecht, denn ich wollt' lieber, er spräch' mit niemand von mir; und ich glaub's auch nicht, – sie mag nur so gesagt haben; – [...] es kamen zuletzt so viele, die alle über mich hinaus mit ihr sprechen wollten, daß ich's nicht länger konnte aushalten; ich sagt' ihr: 'Vos lauriérs me pesent trop fort sur les épaules.' Und ich stand auf und drängt' mich zwischen den Liebhabern durch; da kam Sismondi und küßt' mir die Hand, und sagte, ich hätte viel Geist und sagt's den andern, und sie repetierten es wohl zwanzigmal, als wenn ich ein Prinz wär'.<sup>10</sup>

Was 1808 noch ein spätpubertär unmanierliches Aufbegehren gegen das selbstbewusste Auftreten der Älteren gewesen war, ist hier eine souveräne Geste, die die anstößige Promiskuität der Staël und die Unhöflichkeit ihrer Liebhaber mit einer einzigen Pointe zu allgemeinem Beifall erledigt. Dabei steckt in dieser Pointe noch weit mehr als nur eine geistreiche Retourkutsche für die Eifersuchtsqualen der jungen Bettine: Wenn die alte Bettine mit dem Wort von den Lorbeeren der Staël, die in Gestalt der sie umdrängenden Herren zu schwer auf ihren – Bettines – Schultern liegen, auf den schriftstellerischen Ruhm der Staël anspielt, dann nicht nur, um damit zu implizieren, dass die Ältere ohne diesen Ruhm keinerlei erotische Attraktivität aufzuweisen hätte, sondern vor allem, um zu signalisieren, dass der eigentlich hier – also im Erscheinungsjahr des *Goethe-*

<sup>9</sup> Bettine von Arnim: *Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde* [Anm. 6], S. 205.

<sup>10</sup> Ebd., S. 51f.

*buchs* 1835 – ausgefochtene Kampf eben diesen Lorbeeren gilt. Zu Beginn des Briefes nämlich, bevor die Schilderung des Essens einsetzt, beklagt Bettine sich bei Goethes Mutter über die Schreibfaulheit von deren Sohn, bemerkt knapp: „Die Staël mag ihm die Zeit verkürzt haben, da hat er nicht an mich gedacht“ – und fährt dann fort wie folgt:

Eine berühmte Frau ist was kurioses, keine andre kann sich mit ihr messen, sie ist wie Branntwein, mit dem kann sich das Korn auch nicht vergleichen, aus dem er gemacht ist. So Branntwein bitzelt auf der Zung', und steigt in den Kopf, das tut eine berühmte Frau auch; aber [...] ich will doch lieber ein einfaches Weizenkorn sein als eine berühmte Frau, und will auch lieber, daß *Er* mich als tägliches Brot breche, als daß ich ihm wie ein Schnaps durch den Kopf fahre.<sup>11</sup>

Aus der Perspektive auf die junge Bettine wäre man vielleicht versucht, hier die sprichwörtlichen sauren Trauben zu vermuten – aus der Perspektive auf die alte Bettine aber kann man nur die Raffinesse bewundern, mit der sie hier, im vollen Bewusstsein dessen, dass der Markt für Quellenpublikationen über Goethe in diesen Jahren nach seinem Tod boomte, in ihrem *Goethebuch* dessen Erfolg antizipiert: So wenig, wie ihre Wut auf die Staël 1808 „keine Eifersucht“ war, so wenig will Bettine „lieber ein einfaches Weizenkorn sein als eine berühmte Frau“ – was sie will, das ist, gewissermaßen *als* „einfaches Weizenkorn“ zu Berühmtheit gelangen, in der Pose des anbetenden Kindes, der inkarnierten, schriftfernen Naturpoesie, mit der sie sich die Rollenmaske der von Goethe selbst geschaffenen Figur der Mignon aus *Wilhelm Meisters Lehrjahren* überstreift, im vollen Bewusstsein dessen, welch hochkomplexes Artefakt sie mit ihrem Buch erzeugen muss, um diese Pose stabil zu halten und durch sie Goethe dem Prozess einer radikalen poetischen Kolonialisierung zu unterwerfen: Indem Bettine Goethes Briefe an sie teils umschreibt, teils ihm ganz neu in den Mund legt und eigene Briefe erfindet, in denen sie unter anderem poetische Paraphrasen seiner Sonette gibt, um diese dann in Fußnoten als ursprünglich von eben diesen Briefen inspiriert auszugeben, erschafft sie den Goethe des *Goethebuchs* als Kreatur ihrer Autorschaft – einer Autorschaft zudem, die durch Bettines Quasi-Adoption von Goethes Mutter auf denselben Ursprung zurückgeführt wird wie Goethes eigene literarische Produktivität.

Der Streit über Goethe, mit dem die Begegnung der Staël mit Bettine in diesem Brief endet, spiegelt präzise eben dieses Selbstverständnis Bettines: Während die Staël Goethe an seinen poetischen Figuren misst und sich damit als banalpositivistische Bildungstouristin zu erkennen gibt – „sie habe erwartet, einen zweiten Werther zu finden, allein sie habe sich geirrt, so wohl sein Benehmen wie auch seine Figur passe nicht dazu, und sie bedaure sehr, daß er ihn ganz verfehle“ –, verteidigt Bettine in ihrer Feststellung, „daß er selbst aber noch ein ganz anderer Held ist“, nicht nur seine historische Eigentümlichkeit,

<sup>11</sup> Ebd., S. 51.

sondern auch und vor allem deren poetisches Potential, das allein sie realisiert, indem sie ihn zum Helden ihres Goethebuchs formt. Der Streit endet mit einer hochsymbolischen kleinen Szene: „Sie“ – die Staël – „warf ein Lorbeerblatt, womit sie gespielt hatte, auf die Erde; ich trat drauf und schubste es mit dem Fuß auf die Seite und ging fort“ – die Rivalin um Liebe und Autorenruhm ist endgültig geschlagen, und das, so schließt Bettine, „war die Geschichte“ mit der berühmten Frau“. <sup>12</sup>

Zumindest deren erster Teil. Der zweite folgt in der Erweiterung des oben zitierten Briefes an Goethe vom 13. Juli 1808 – einer, wie so oft im *Goethebuch*, geradezu übercodiert selbstreferentiellen Erweiterung: Es ist dieser Brief, in dessen nachträglich eingefügten Passagen Frau Rat Goethe so herzlich über das fabulierende Vermögen der jungen Bettine lacht, „aus Klein, Groß“ zu machen – und die alte Bettine dann eben dieses Vermögen performativ umsetzt, indem sie ihre im Originalbrief ebenfalls nicht vorhandenen Erinnerungen an die Abendgesellschaft im Haus des Bankiers und preußischen Staatsrats Simon Moritz von Bethmann, bei der sie die Staël in Frankfurt kennengelernt hatte, zu einer wiederum poetologisch hoch aufgeladenen Szene ausgestaltet.

Wie weit Bettine hier Einzelheiten erinnerte und/oder 1835 erst erfand, lässt sich nicht abschließend feststellen; dass die hier durchgeführte Erinnerungsarbeit aber zumindest anteilig schöpferischer Natur war, erhellt schon aus den Worten, mit denen sie ihre Erzählung einleitet. Frau Rat nämlich habe gewollt, dass Bettine ihr bei der „entrevue“ für Madame de Staël

Beistand leistete, denn sie war schon preveniert, daß die Staël ihr einen Brief von Dir bringen würde, und sie wünschte, daß ich die Intermezzos spielen möge, wenn ihr bei dieser großen Katastrophe Erholung nötig sei. Die Mutter hat mir nun befohlen, Dir alles ausführlich zu beschreiben [...] <sup>13</sup>.

Diese Passage erfüllt die doppelte Funktion, den Leser des *Goethebuchs* ausdrücklich auf die „Intermezzos“ und damit auf das Spiel von Bettines Imagination hinzuweisen, mit dem sie die historische Substanz der „großen Katastrophe“ ausschmückt, und zugleich dieses Spiel an die poetologische Formel von der Herstellung von Groß aus Klein zurückzukoppeln, mit der dann schließlich auch die Mitteilung des solcherart „ausführlich“ gewordenen Berichts an Goethe von der Autorität seiner Mutter aus legitimiert wird.

So abgesichert, folgt nun eine bestechend präzise choreographierte Parodie auf den gesellschaftlichen Kult um literarische Berühmtheiten, auf dessen Wegen die Staël in Bettines Wahrnehmungskreis gelangt war. Darin betritt zunächst Goethes Mutter die Szene der Handlung, auf deren Bitte hin Bettine sie zu der zu Ehren der Staël veranstalteten Soirée begleitet hatte:

<sup>12</sup> Ebd., S. 52.

<sup>13</sup> Ebd., S. 205.

Die Mutter hatte sich – ob aus Ironie oder aus Übermut, wunderbar geschmückt, aber mit Deutscher Laune nicht mit französischem Geschmack, ich muß Dir sagen, daß wenn ich die Mutter ansah, mit ihren drei Federn auf dem Kopf, [...] eine rote, eine weiße und eine blaue – die französischen Nationalfarben, welche aus einem Feld von Sonnenblumen emporstiegen, – so klopfte mir das Herz vor Lust und Erwartung; sie war mit großer Kunst geschminkt, ihre großen schwarzen Augen feuerten einen Kanonendonner, um ihren Hals schlang sich der bekannte goldne Schmuck der Königin von Preußen, Spitzen von altherkömmlichem Ansehen und großer Pracht, ein wahrer Familienschatz, verhüllte ihren Busen, und so stand sie, in weißen Glacé-Handschuhen, in der einen Hand einen künstlichen Fächer [...], die andre, welche entblößt war ganz be-ringt mit blitzenden Steinen, dann und wann aus einer goldnen Tabatiere mit einer Miniatur von Dir, wo Du mit hängenden Locken gepudert, nachdenklich den Kopf auf die Hand stüttest, eine Prise nehmend [...].<sup>14</sup>

Ob aus Ironie oder aus Übermut – vermutlich aus beidem – inszeniert Bettine Goethes Mutter hier in einer Repräsentationsrobe, in deren „Deutscher Laune“ sich die Hommage an den französischen Gast durch die blauweißroten Federn im Haar mit den Insignien ihres Status als Mutter Goethes – der „bekannte goldne Schmuck der Königin von Preußen“ war ein entsprechendes Ehrengeschenk gewesen und komplementiert so die Tabatiere mit dem Porträt des berühmten Sohnes – zu einem Gesamtkunstwerk verbinden, das dann in dem ganz anders gearteten Auftritt der Staël sein würdiges Gegenstück erhält:

[D]ie Langerwartete [...] war als Corrina gekleidet ein Turban von aurora- und orange-farbener Seide, ein ebensolches Gewand mit einer orangnen Tunika, sehr hoch gegürtet, so daß ihr Herz wenig Platz hatte, ihre schwarzen Augenbrauen und Wimpern glänzten, ihre Lippen waren auch von einem mystischen Rot; die Handschuh waren herabgestreift und bedeckten nur die Hand, in der sie das bekannte Lorbeerzweiglein hielt. Da das Zimmer, in dem sie erwartet war, so viel tiefer liegt, so mußte sie vier Treppen herabsteigen. Unglücklicher Weise nahm sie das Gewand vorne in die Höhe statt hinten; dies gab der Feierlichkeit ihres Empfangs einen gewaltigen Stoß, denn es sah wirklich einen Moment mehr als komisch aus, wie diese ganz in orientalischem Ton überschwankende Gestalt, auf die steifen Damen der Tugendverschwornen Frankfurter Gesellschaft losrückte.<sup>15</sup>

In diesem Brief haben sich die Fronten des Kampfes, die in dem Brief an Frau Rat zwischen Bettine und Frau von Staël verliefen, deutlich verschoben, und dies umso mehr, als hier nicht nur die Handlungs-, sondern nun ganz betont auch die Darstellungsebene zum Schlachtfeld wird: Die attackierende Partei ist die Autorin Bettine von 1835, die mit ihrem beißenden Spott über sowohl Frau Rat als auch die Staël – nicht zu vergessen die Seitenhiebe gegen die „steifen Damen der Tugendverschwornen Frankfurter Gesellschaft“ und das „geistreiche Gefolge“ der Staël, mit denen dann auch wirklich jeder Akteur dieses Anlasses sein Fett weg bekommen hat – die sozial promiskuide Eitelkeit von Dichtern

<sup>14</sup> Ebd., S. 205f.

<sup>15</sup> Ebd., S. 206.

und – in der Person von Frau Rat – Verwandten von Dichtern bloßstellt: Indem Frau Rat „das Haupt mehrmals herablassend neigte, sagte sie mit erhabener Stimme, daß man es durch's ganze Zimmer hören konnte: ‚Je suis la mère de Goethe‘; ‚ah, je suis charmée‘, sagte die Schriftstellerin, und hier folgte eine feierliche Stille“<sup>16</sup> – die freilich nicht lange währt, bevor die beiden Damen an der bewußten Tabatiere ein inniges Gespräch über – versteht sich – Goethe anknüpfen.

Die junge Bettine taucht in dieser Handlung in einer Rolle auf, in der die Position der alten zugleich gespiegelt und kommentiert wird, in der nämlich der Dolmetscherin, die das Gespräch zwischen Frau Rat und der Staël erst ermöglicht – so, wie die alte Bettine dieses Gespräch nicht nur im Sinne seiner Wiedergabe im Text ermöglicht, sondern es durch die in der Wiedergabe unmissverständlich sichtbare Bewertung gleichzeitig für den Adressaten des Briefs – Goethe – und für den Leser des *Goethebuchs* übersetzt, in die boshafte Studie einer Eitelkeit nämlich, die eben auch und gerade Goethe selbst mit einbegreift:

[S]ie erzählte mir, daß Du sie Amie in deinen Briefen nennst; ach, sie hat mir gewiß angesehen, daß dies mir sehr unerwartet kam; ach, sie sagte noch mehr. – Nun riß mir aber die Geduld; – wie kannst Du einem so unangenehmen Gesicht freundlich sein?<sup>17</sup>

So heißt es in demjenigen Teil des Briefs, in dem Bettine sich an das Original von 1808 anlehnt; dann aber folgt ein Satz, der in diesem Original nicht einmal ein entferntes Vorbild hat: „Ach, da sieht man, daß Du eitel bist“ – und nicht genug damit, gerät die junge Bettine dann in der fiktiven Fortsetzung des Briefs auch mit Frau Rat in Streit über deren Eitelkeit:

[I]ch war empfindlich, daß sie auf ihre Bekanntschaft mit der Stael einen so großen Wert legte; sie nannte mich kindisch und albern und eingebildet, und was zu schätzen sei, dem müsse man die Achtung nicht versagen, und man könne über eine solche Frau nicht wie über eine Gosse springen und weiter laufen; es sei allemal eine ausgezeichnete Ehre vom Schicksal, sich mit einem bedeutenden und berühmten Menschen zu berühren [...]

– was Bettine, die ohne weiteres über die Staël „wie über eine Gosse springen“ könnte, mit einer weiteren Invektive gegen Goethe kontert: „Eitel sei der Götterjüngling; er führt den Beweis seiner ewigen Jugend.“<sup>18</sup>

Dieser Brief und mit ihm die ganze „Geschicht' mit der berühmten Frau“ erfüllt in *Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde* eine Funktion, die noch einmal ein Licht auf die eingangs zitierte rhetorische Frage nach der Eifersucht wirft: Im *Goethebuch* so sorgfältig zu zwei einander ergänzenden Briefen symmetrisiert und jeweils in sich nicht minder sorgfältig durchkomponiert, wird

<sup>16</sup> Ebd., S. 207.

<sup>17</sup> Ebd.

<sup>18</sup> Ebd., S. 208.

Bettines Begegnung mit Frau von Staël von 1808 jetzt, im Jahr 1835, im Rahmen der postumen Auseinandersetzung mit Goethe um das Recht an der Poesie zur paradigmatischen Auseinandersetzung um das Recht am Umgang mit deren gesellschaftlicher Außenwirkung – einer Auseinandersetzung, auf deren einer Seite die narzisstisch sich selbst bespiegelnde Eitelkeit literarisch etablierter Größen und auf deren anderer die schöpferische Übersetzung derartigen Narzissmus' in den Echoraum eines Geflechts fiktiver Dialoge steht, in dem sich die Übersetzerin selbst – die alte Bettine – unter der Rollenmaske des unprätentiös natürlichen Kindes dem Vorwurf einer ähnlichen Eitelkeit systematisch entzieht.

Dabei ist allerdings nicht zu übersehen, dass sich diese Abgrenzungsbewegung allein auf der Handlungsebene des *Goethebuchs* vollzieht, gedachte Eitelkeit aber auf poetologischer Ebene – und dies durchaus reflektiert – ihr Pendant in dem Stolz findet, mit dem die Autorin Bettine immer wieder auf die genuin kreative Kernkomponente ihrer Übersetzungstätigkeit hinweist. Manchmal geradezu penetrant, immer aber ohne falsche Scham legt Bettine auch und gerade in ihrer Auseinandersetzung sowohl mit Frau Rat als auch mit Madame de Staël das Selbstbewusstsein einer sich ihrem historischen Material durch seine Poetisierung erst seine eigentliche Wahrheit abbringenden Dichterin an den Tag, die beide Frauen letztlich nicht minder imperativ, als sie es bei Goethe unternimmt, zu Inzitant und Medium ihres eigenen Bildungsprozesses stilisiert.

Die in der Künstlichkeit ihres Auftritts geradezu überbetonten Figuren, als die Frau Rat und die Staël sich bei der Bethmannschen „entrevue“ begegnen, sind in diesem Sinne aus der historischen Substanz nachträglich erst generierte Repräsentantinnen zweier Paradigmen weiblicher Autorschaft, die, in idealtypischer Verschmelzung von der impliziten Autorin des *Goethebuchs* verkörpert, in dieser Szene exemplarisch kontrastiert werden: Auf der einen Seite steht die Mutter, die selbst nicht schreibt, in ihrer Begabung des Sohnes aber dessen poetische Autorschaft verbürgt, so, wie Bettine bei der Niederschrift des *Goethebuchs* ihren Gegenstand – Goethe – und mit ihm auch, dingfest gemacht in den angeblich auf ihre Briefe zurückgehenden Sonetten, durch ihr Buch die Strahlkraft seiner Dichtungen erzeugt – anhand einer Fabulierkunst, die Goethes Mutter an ihr zutage gefördert hat. Auf der anderen Seite steht mit Madame de Staël die erfolgreich publizierende Autorin, die Bettine durch das *Goethebuch* werden wird, faktisch also eine Identifikationsfigur, deren Selbstinszenierung im Gewand ihrer eigenen Romankreatur Corinne, so lächerlich sie gezeichnet wird, doch im Kontext des *Goethebuchs* eine unmissverständliche Strukturaffinität mit der Selbstinszenierung Bettines im Gewand von Goethes Romankreatur Mignon zeigt.

Die Positionen also, die hier vor der Kulisse der Bethmannschen Gesellschaftsräume verhandelt werden, sind nicht autobiographisch indiziert, sondern ästhetisch, und die Spannung, in der die Positionen von Frau Rat und der Staël

zu derjenigen Bettines stehen, ist ihrerseits nicht diejenige eines radikalen Zerwürfnisses, sondern im Gegenteil die einer durch die ihr eingeschriebenen massiven Irritantien besonders betonten, im Prozess des Erzählens performativ durchgeführten Einschlussbewegung: Gemeinsam bilden die drei Frauen ein in sich bewegliches Tableau, in dem das poetische Zeugungsprivileg der Mutter, die aktive Publikationstätigkeit der Schriftstellerin und die Pose des natürlichen, uneitlen Kindes am auf der Tabatiere der Frau Rat eingespielten Porträt Goethes aufeinander bezogen werden – einem Porträt, das hier auf der Handlungsebene nicht zufällig als „Miniature“ erscheint, als ein symbolisch auf seine Essenz verdichtetes, poetologisch aber gegenüber der Selbstreflexion der Autorin Bettine auf ihre aus diesen drei Paradigmen entbundene Schöpfungsmacht entschieden auf die kleinstmögliche Raumform reduziertes Schmuckartefakt.

„Es wird doch keine Eifersucht sein?“ Bei Erscheinen des *Goethebuchs* ist die Staël seit achtzehn und Goethe seit drei Jahren tot, und die von ihnen hinterlassenen Erinnerungsspuren sind zur Verfügungsmasse eines poetischen Projekts geworden, mit dem Bettine in triumphierender Machtvollkommenheit ihren Frieden mit dem eitlen Götterjüngling macht – einen Frieden, in dem nicht einmal die Staël mehr Goethes finale Vereinnahmung durch Bettine durchkreuzen kann: „Pax tecum!“, schreibt Bettine denn auch am Ende der Staël-Episode im fiktiven Teil ihres Briefs an Goethe,

Pax tecum! wir wollen's einander verzeihen; *ich*, daß Du einen Herzens- und Geistesbund mit der Stael geschlossen hast, worüber, der Prophezeiung Deiner Mutter nach, ganz Deutschland und Frankreich die Augen aufreißen wird, aber es wird doch nichts draus; – und *Du*, daß ich so aberwitzig bin, alles besser wissen und mehr als alle Dir gelten zu wollen, denn das gefällt Dir [...] <sup>19</sup>

– und wer sollte 1835 wohl besser wissen, was Goethe gefällt, als die Frau, die diesen besonderen Goethe ebenso erfunden hat wie die literarischen Wiedergänger seiner Mutter und Frau von Staëls, die Frau, die sich in selbstgewisser und als solcher unumwunden ausgesetzter Eitelkeit schon jetzt sicher sein kann, dass die in ihrem *Goethebuch* dargestellten Beziehungen zu Goethe, Frau Rat und nicht zuletzt Madame de Staël ihrem eigenen „Geistes- und Herzensbund“ mit Goethe eine Wirkung verschaffen werden, die nicht nur Deutschland und Frankreich die Augen aufreißen lassen wird – nämlich Bettine.

<sup>19</sup> Ebd., S. 214.